

Martial – Glanz und Elend eines Dichterlebens

Vortrag auf dem Kongress des Deutschen Altphilologenverbandes in Erfurt

Liebe Kolleginnen und Kollegen, verehrte Gäste, ich danke herzlich für die neuerliche, ehrenvolle Einladung zu diesem Kongress, für die liebenswürdige Begrüßung und für die schöne Stunde „*sub galli cantum*“!

SENECA bemerkt einmal (Briefe an Lucilius 122, 2), in dieser gleichen Stadt Rom gebe es Antipoden: derart, dass die einen gerade schlafen gehen, wenn die anderen gerade aufstehen. Erfurt ist nicht Rom; aber in Ihnen, liebe Kolleginnen und Kollegen, begrüße ich jetzt die Frühschicht dieses Kongresses.

Für MARTIAL ist das eigentlich nicht die rechte Zeit. Seine Stunde, sagt er einmal, seine Stunde komme, „...wenn Bacchus losrast, / wenn der Rosenkranz herrscht, das Salböl duftet“. Von solchem Rosen- und Salbölduft ist zu dieser Stunde, in diesem Saal, ja noch nichts zu spüren. Hoffen wir also – wie wir Lehrer ja allemal hoffen müssen – auf eine Art Depotwirkung!

Martial – Glanz und Elend eines Dichterlebens: Am Leitfaden seiner eigenen gepfefferten und gesalzenen, hie und da auch honigmilden Epigramme und meiner eigenen, über viele Jahre hin entstandenen Versübersetzungen möchte ich Ihnen dieses Dichterleben nahebringen. Es führt uns in die späte Neronische, die Flavische und die frühe Trajanische Zeit, in eine Gesellschaft von Patronatsherrn und Klienten, Kaisern und Hofstaat, Symposiasten und Parasiten, Dichtern und Dichterlingen, überhaupt jeder Art von Eitelkeit, vermögenden Gönnern und armen Poeten. Auf den üblen NERO folgte der gute VESPASIAN, auf den wiederum üblen DOMITIAN der musterhaft gute TRAJAN; aber dieses Auf und Ab kümmerte ja einzig die politisch oder philosophisch Engagierten. Immense Reichtümer flossen in der Hauptstadt zusammen, und wer daran teilhaben wollte, orientierte sich mit Vorteil – gleich, wie Gut oder Übel – am Kaiserhaus. Die Gesellschaft war von zuunterst bis zuoberst umgekrempt: Noble alte Geschlechter waren unter der neuen Ordnung in Ungnade gefallen und in Armut abgesunken;

Freigelassene waren am Kaiserhof oder in der Wirtschaft zu sprichwörtlichem „Freigelassenen-Reichtum“ gelangt. Aber in diesem Kreis muss vom Hintergrund ja nicht viel die Rede sein!

Seit dem Ende der Republik war ganz Rom zu einem einzigen Literaturhaus geworden. GAIUS ASINIUS POLLIO, der Konsul des Jahres 40 v. Chr., ein engagierter Förderer der Literatur und selbst ein literarisches Multitalent, hatte nach seinem Rückzug aus der Politik den Brauch der Dichterlesung eingeführt, und in der Folge war daraus eine wahre Epidemie geworden. JUVENAL klagt einmal über die tausend Gefahren und Plagen der Hauptstadt (3, 6ff.):

„Wo in der Welt ist ein Ort, so trostlos, so öd und verlassen, | den du nicht lieber wähltest als ständig zu zittern vor Bränden, | Hauseinstürzen und tausend andern Gefahren der wilden | Bestie Rom – und den selbst im August noch lesenden Dichtern?“

Und Seneca macht diese Verhältnisse einmal zum schlagenden Exempel dafür, dass die Menschen oft genau das Gegenteil von dem sagen, was sie denken (Briefe an Lucilius 95, 2):

„Ein Geschichtsschreiber schleppte ein Riesenopus zur Lesung herbei, die Buchrollen aufs Engste beschrieben, aufs Engste aufgerollt, und nachdem er einen beträchtlichen Teil davon vorgelesen hatte, erklärte er: ‚Ich könnte hier aufhören, wenn ihr das wünscht.‘ Alles ruft ihm zu: ‚Lies weiter, lies weiter!‘ – während sein Publikum doch nichts lieber sähe, als dass er augenblicklich verstumme.“

Bei Martial war das anders. Zunächst einmal war er ein kurzer Dichter, mit brillant geschliffenen Epigrammen von zwei, vier oder jedenfalls wenigen Versen. Auch Kurzes kann ja durchaus langweilen; aber Martials Dichtung war ein aufregendes Gesellschaftsspiel, mit lachenden Gewinnern und versteinten Verlierern. Da konnte einer – oder eine, in Rom saßen die Damen ja mit bei Tische – sich in Grund und Boden wünschen, wenn er oder sie vor großem Publikum vorge-

führt wurde; und da konnte eine – oder einer – sich köstlich amüsieren, wenn gerade ein anderer drankam, vielleicht einer, dem man's so recht gönnte. In einem stolzen Vierzeiler beschreibt Martial einmal die heißkalten Seelenwechselläden seines Publikums, wenn er irgendwo seine jüngsten Epigramme zum besten gab oder wenn, wie alljährlich, ein neues Epigrammbuch von Hand zu Hand ging (6, 60):

„Überall lobt und liebt und singt mein Rom meine Büchlein; | jedermann hat mich im Sack, jedermann mich in der Hand. | Sieh: der wird rot, die bleich, der erstarrt, die gähnt, der verwünscht mich; | Recht so: Jetzt hab ich selbst Freude an meinem Gedicht!“

Schalten wir uns über das geistige Internet für einen Augenblick in eine solche Martialische Autorenlesung ein. Martials Name, nach dem Kriegsgott Mars, damals ein Allerweltsname, ist hier wirklich ein Omen: Da wird scharf geschossen, zunächst auf allerlei kosmetische Künste:

Haarpracht (6, 57): „Lug und Trug ist dein Haarschmuck, Phoebus, ein Machwerk aus Schminke: | aufgemalt nur ist die Pracht, die deinen Glatzkopf bedeckt. | Du brauchst für deinen Kopf den Coiffeur nicht zu bemühen; | dich zu scheren genügt, Phoebus, ein triefender Schwamm.“

Ein Hochstapler (6, 74): „Der auf dem Ehrenplatz da oben zu Tisch liegt, | die Drei-Haar-Glatze nachgezogen mit Schminke, | und sich das Hängemaul mit Stäbchen durchstochert, | blufft, Aefulanus: Zähne hat der längst nicht mehr.“

Einäugig (12, 23): „Zähne und Haare schon trägst du ganz schamlos vom Visagisten. | Fehlt noch das Auge: was nun, Laelia? Das führt er nicht.“

Oder einige Heirats- und Erbschaftssachen: Ungünstiges Heiratsalter (10, 8): „Paula wünscht mich zum Gatten, ich wiederum Paula zur Gattin | nicht: diese Alte! – Ja – wär sie nur erst alt genug!“

Der Erbhof (10, 43): „Schon ruht dir, Phileros, die siebente Frau auf dem Landgut: | mehr Zins als dir, Phileros, bringt keinem andern das Land!“

An den Falschen geraten (9, 78): „Sieben Männer hat Galla begraben; nun wählte zum

Mann sie | dich, Picentinus: Ins Grab will sie den sieben wohl nach.“

Spanischer Pfeffer, nur leicht gemildert mit attischem Salz: Wie mochte das Publikum auf derlei scharfe Verse reagieren? Im Vorwort zu seinem ersten Epigrammbuch bekundet Martial selbst, dass seine Angriffe nicht gegen Einzelne gerichtet seien: Er wolle „die Personen schonen und nur die Fehler nennen“ (10, 33, 10). Wir wissen nicht, wie weit Martial sich bei den fiktiven Deck- und Spitznamen der hier Angesprochenen, Angeschossenen auf Andeutungen und Anspielungen eingelassen hat. „Allfällige Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig“, das sagt man, wenn diese allfälligen Ähnlichkeiten mit den Betroffenen allzu augenfällig sind.

Das war jetzt eine Prise aus Salzfass und Pfeffermühle; zwischenhinein einmal ein Tröpfchen aus dem Martialischen Honigtopf – den es eben auch gibt. Einmal lässt Martial ein Glücksgedicht gipfeln in dem Vers (10, 47, 12) „*Quod sis, esse velis nihilque malis*“, ganz schlichte Worte: „Was du bist, das sein wollen und nichts lieber“. Eben nicht: „Was du sein willst, das sein“, sondern umgekehrt: „Was du bist, das sein wollen und nichts lieber“.

Dem Dichter dieser bitterbösen Epigramme selbst muss es schwer gefallen sein, einverstanden zu sein mit dem, was er war, und mit seinem spannungsreichen Leben – und sich nicht lieber ein anderes Sein und ein anderes Leben zu wünschen. Auf der einen Seite war dieser Martial ein in ganz Rom, ja weit über Rom hinaus gefeierter Dichter, ein vielgefragter Publikumsliebhaber; doch auf der anderen Seite war und blieb er sein Leben lang abhängig von der Großzügigkeit oder eben auch der Kleinkariertheit vermöglicher Gönner. Er war ein von Pointen funkelnder, brillanter Epigrammatiker in einer Gesellschaft so eitler wie lächerlicher Mochtegern-Poeten, aber eben auch ein armseliger Habenicht unter lauter Sesterzen-Millionären und Milliarden.

Wo immer er seine Epigramme rezitierte, zollte eine begeisterte Zuhörerschaft ihm bewundernden Beifall; aber das darf nicht hinwegtäuschen über die Geringschätzung, die das Gros der zeitgenössischen Dolce-Vita-Szene für einen solchen Betteldichter empfinden musste – und über die

Verachtung, die dieser Betteldichter nun wieder für diese Dolce-Vita-Szene empfinden musste.

Ein „römischer“ Dichter ist Martial erst durch seinen Lebensweg geworden. Um 40 n. Chr. in Spanien geboren, nahe dem römischen Caesar-augusta, dem heutigen Zaragoza, ist er um 60 n. Chr., mit gut zwanzig Jahren, nach Rom gekommen. Wahrscheinlich war er noch in seiner spanischen Heimat mit zwölf Jahren zu einem „Grammaticus“, mit sechzehn Jahren zu einem „Rhetor“ in die Schule gegangen, und es mochte sich aufgedrängt haben, den hochbegabten jungen Mann zu einem karriereträchtigen Rhetorikstudium nach Rom zu schicken. Doch dem jungen Martial stand der Sinn entschieden nicht nach derlei rhetorischen Zungen- und Fingerübungen. Leben wollte er, wahrhaft leben, und nicht erst morgen und übermorgen, sondern hier und heute.

In leichtfüßigen Elfsilblern persifliert er einmal die glücklose Existenz der Menschen, die ihr liebes langes Leben mit den Zurüstungen für ebendieses Leben hinbringen. Martial richtet sein Epigramm an einen Herrn Postumus aus dem alten, alterslosen Adel derer „von und zu Spät“ (5, 58):

„Morgen lebst du, morgen, so sagst du, Postumus, immer. | Sag mir, dies Morgen, sag, Postumus, wann trifft das ein? | Wie weit ist dies Morgen noch weg? Wo ist es zu finden? | Hat sich das hinter dem Mond, hinter dem Mars gar versteckt? | Schon ist dies Morgen so alt wie Priamos oder wie Nestor, | ist eine Antiquität: Sag mir, wie hoch ist sein Preis? | Morgen lebst du? Zu spät schon ist's, Postumus, heute zu leben; | der ist verständig, der, Postumus, gestern gelebt.“

Wahrscheinlich hatte der junge Martial, als er nach Rom kam, einen Empfehlungsbrief an seinen berühmten Landsmann QUINTILIAN im Gepäck. Quintilian – das war der erste aus öffentlichen Mitteln besoldete Rhetorikprofessor Roms, der Star der Stars. Aber was bedeuten die Sterne, wenn einer lieber ins Grüne schaut?

In fünf geschliffenen Distichen sagt der junge Dichter der hehren Rhetorik und ihrem großen Professor mit grandioser Geste und ironischer Verbeugung Adieu, stellt er den Glücksbildern eines stetig wachsenden Vermögens und eines Atriums voller Ahnen-Totenmasken sein „alternatives“ Glücksbild gegenüber (2, 90):

„Quintilian, du schweifender Jugend vornehmster Lenker, | Lobpreis, Quintilian, römischer Redekunst du: | Dass zu leben ich eile, ich: arm und nicht unnütz an Jahren, | nimm es mit Nachsicht: Es eilt niemand zu leben genug. | Das schiebe auf, der begehrt, seines Vaters Besitz zu verdoppeln, | der sich das Atrium voll staubiger Wachsmasken stopft. | Mich freut ein Herd und ein Haus, das schwärzenden Rauch nicht verübelt, | nah ein lebendiger Quell, ringsum verwildertes Grün. | Sei der Sklave mir satt, sei nicht zu belesen die Gattin; | geh mir die Nacht hin mit Schlaf, geh ohne Streit hin der Tag.“

Einen solchen häuslichen Herd hat Martial in Rom lange nicht gefunden. Später hat ein Gönner ihm tatsächlich ein kleines Landgut vor der Stadt geschenkt, und einem anderen Gönner verdankte er den Umzug aus seiner Mietswohnung – „zweihundert“ Stufen hoch, wie er einmal klagt – in ein kleines Stadthaus auf dem Quirinal. Auf das Landgut in der Gegend von Nomentum konnte er sich vor der Sommerhitze aus der Stadt zurückziehen; eine nennenswerte Rendite hat das Gut kaum abgeworfen. Die hämische Frage eines Spötters nach ebendieser Rendite pariert Martial mit einer perfekt zugespitzten Zwei-Zeilen-Replik (2, 38):

„Was mein Landgut mir einbringt, fragst du, Linus, das bei Nomentum? | Das bringt mein Landgut mir ein: Dich, Linus, treff ich da nicht!“

Seit der Einweihung des Kolosseums 80 n. Chr., wo Martial einzelne Nummern des neunzigstägigen Eröffnungsfestivals in rasch hingeworfenen Reportage-Epigrammen verherrlichte, genoss der Dichter die erklärte Gunst des Kaiserhauses. Seine Epigramme verherrlichten die Spiele und, versteht sich, ihren kaiserlichen Stifter TITUS. Nur zwei Beispiele; das erste gilt einer spektakulären Tiernummer, dem Zweikampf zwischen einem Stier und einem Elefanten (Buch der Schauspiele 19): „Eben noch warf, mit Fackeln gehetzt quer durch die Arena, | Strohpuppen wütend der Stier bis zu den Sternen empor. | Jetzt ist er jählings dem Angriff des stärkeren Hornes erlegen: | Wähnte er, ein Elefant werfe sich gradeso leicht?“

Das zweite Beispiel gilt der darauf folgenden Nummer: dem Kniefall des Siegers vor der Kai-

serloge (Buch der Schauspiele 17): „Ehrfürchtig, kniefällig betet der Elefant dich an, Titus, | er, der eben den Stier derart das Fürchten gelehrt. | Das ist keine Dressur, das hat kein Dompteur ihm befohlen: | Glaub' mir: auch dieses Tier spürt in dir unseren Gott.“

Der Kaiser revanchierte sich kaiserlich, mit Geldgeschenken und Ehrenrechten: Er verlieh dem Junggesellen das sogenannte „Dreikinderrecht“, ein üppiges Privilegienpaket für Kinderreiche, ehrenhalber und erhob den bettelarmen Dichter in den Ritterstand, den Stand der vermögenden Unternehmer, auch dies ehrenhalber. Das verschaffte ihm zwar kein besseres Einkommen und Auskommen, aber immerhin einige prestigeträchtige Vorrechte.

Derlei Gunstbeweise von Seiten des Kaisers und anderer Herren hatten freilich einen gewichtigen Preis: Martial fand sich in der römischen Gesellschaft unversehens in die Rolle des vielfach verpflichteten Klienten gedrängt, der notgedrungen nach der Pfeife seines zahlungskräftigen Patronus tanzen musste. In den lebensklugen „Briefen“ seines Landsmanns Seneca hätte er zwei Sätze über diesen Handel nachlesen können (42, 6f.):

„Manchmal erscheinen uns gerade die Dinge als geschenkt, die uns schließlich am teuersten zu stehen kommen. Daraus mag unsere Kurzsichtigkeit deutlich werden: dass wir einzig die Dinge zu kaufen vermeinen, für die wir mit klingender Münze bezahlen, und alle die Dinge als geschenkt ansehen, für die wir uns selbst in Zahlung geben ...“ Aber dieser Martial las nun eben keine Philosophen.

Der Patronus und seine Klienten: Das war ein altes römisches Gesellschaftsmuster. Der Patronus bot seinen Klienten allerlei juristische und finanzielle Beratung vom Heiratsvertrag für die fünfzehnjährige Tochter bis zur Abfassung des Testaments; die Klienten leisteten ihrem Patronus vielerlei nützliche und ehrende Dienste von der lautstarken Claque beim Plädoyer bis zum Geleit vom Senat nach Hause. Für die kleinen Leute begann das mit der obligaten Morgenvisite im Atrium des Patronus zur alltäglichen Ausgabe von Small Messages, und für unseren armen Dichter endete das, wenn sein Gönner bei der Cena mit

dem prominenten Renommierstück prunken wollte, vielfach erst am späten Abend. Das war zeitraubend, oder sagen wir's antik: mußeraubend.

Die Antike kannte wohl Verlagshäuser und Buchhandlungen, doch keine Urheberrechte und Autorenhonorare: Geistiges Eigentum galt als Gemeingut, – neudeutsch Piratengut –, und so ging der Autor bei dem ganzen Handel leer aus. Umso eher bot sich da für einen Möchtegern-MÄZENAS die Chance zu einem echten Kulturengagement: einen Publikumsliebbling wie diesen Martial sozusagen zu sponsern, ihn bei eigenen Einladungen als Überraschungsgast zu präsentieren und zu Freunden als exklusiven Party-Beitrag mitzubringen! Martial war notfalls für einen guten Braten zu haben; doch manche gepfefferten Epigramme lassen uns den Ärger ahnen, den der Dichter bei diesem kulinarisch-literarischen Gesellschaftsspiel unterdrücken musste. Die folgenden bissigen Elfsilbler gelten einem solchen Möchtegern-Mäzenas mit Decknamen Labull (11, 24): „Während ich dich zum Mahl, nach Haus geleite, | deinem Schwatzen, Labull, die Ohren leihe | und, was immer du sagst und tust, begrüße – | ganze Buchrollen könnt ich derweil füllen! | Das scheint dir kein Verlust, Labull, wenn Verse, | die ganz Rom liest und kennt, der Fremde aufkauft, | der Senator im Kopf hat, schätzt der Ritter, | lobt der Redner und – hör: der Dichter tadelt, | deinetwegen verderben? Kann das wahr sein? | Wer erträgt das noch? Dir, Labull, zu Ehren, | dass der Schwarm deines Anhangs sich vermehre, | soll die Zahl meiner Bücher sich vermindern? | Dreißig Tage bald sind's, und kaum ist seither | mir ein einziges Blatt gelungen. So kommt's, | wenn's dem Dichter nicht passt, zu Haus zu speisen!“

Mit der gleichen feinen Selbstironie wie eben am Ende erinnert Martial einen anderen Tischgast mit dem Decknamen Kantharos, „Weinhumpen“, an die Spielregeln solcher Gönnerschaft (9, 9): „Während du doch am liebsten auswärts speisest, | schreist du, Kantharos, schmähest du, drohst du ständig. | Gib dein trotziges Wesen auf, ich rat's dir: | frei sein kannst du nicht und zugleich verfressen.“

Das krasse Missverhältnis zwischen der Gesellschaft und ihrem Dichter spiegelt sich in einigen

„Invektiven“ – wörtlich heißt das ja: Crash-Gedichten – deren ätzende Schärfe uns den Grad der Verletztheit und der Verachtung ahnen lassen, wie in diesem (5, 13):

„Arm bin ich wohl, ich gesteh's, Kallistrat, und bin's immer gewesen, | doch ein Ritter und nicht ganz ohne Namen und Rang. | Überall werd ich gelesen, und überall ruft man: ‚Das ist er!‘ – | wenigen nur gönnt der Tod, was mir das Leben schon gab. | Aber dein prunkendes Haus ruht auf hundert prächtigen Säulen; | Freigelassenbesitz sprengt deine Schatztruhen schier. | Dir dient die fruchtbare Scholle des nilgetränkten Syene, | Schafherden schert ohne Zahl Parma, das üppige, dir. | Das sind wir, du und ich. Doch was ich bin, das kannst du nicht sein, | aber was du bist, kann sein jedweder Hinz oder Kunz.“

Das folgende kleine Epigramm von der Armut der Armen und dem Reichtum der Reichen ist zugleich auch eine bittere Ansprache des Dichters an sich selbst (5, 81):

„Immerfort arm wirst du sein, wenn du arm bist, Aemilianus. | Reichtümer fallen derzeit einzig den Reichen noch zu.“

Die Ausnahmen von der Regel sind so empörend wie die Regel selbst: Da fällt einem Freigelassenen, einem Flickschuster – wer weiß, wieso – plötzlich das schöne Landgut seines Patronus in den Schoß – und zugleich können doch die göttlichen Musen ihren hungrigen Klienten nicht ernähren. Es ist eine bittere Bilanz (9, 73):

„Mit den Zähnen gewohnt, schlaffes Leder zu dehnen, zu beißen | auf alte Sohlen, die schon aufgeweicht ganz und verschmutzt, | hast du jetzt in Praeneste das Gut deines toten Patronus – | hättest du ein Hüttchen nur dort, wär ich darob schon empört! – | schleuderst du, vom Falerner berauscht, die Kristallbecher von dir | und teilst lüstern die Nacht mit deines Herrn Ganymed. | Mich ließen törichte Eltern nur brotlose Künste studieren: | was nützt die Dichtkunst mir, hilft mir die Redekunst jetzt? | Brich nur das Schreibrohr entzwei, zerreiß mir, Muse, die Bücher, | wenn einem Flickschuster das einbringt ein elender Schuh!“

Fünfhundert Epigramme sind uns von Martial erhalten, ein kunterbuntes Panoptikum aller möglichen menschlichen und allzumensch-

lichen Eitelkeiten, aller möglichen Verkehrtheiten und Persionen. Hören wir noch einmal hinein in solch eine imaginäre Autorenlesung; Martial nimmt da gerade allerlei Kollegen von der schreibenden Zunft ins Visier: Kollegialer Austausch (7, 3): „Warum, Pontilian, ich dir meine Gedichte nicht schicke? | Darum, Pontilian: dass du mir deine nicht schickst!“

Kollegiales Gegenrecht (1, 91): „Selbst gibst du keine heraus, und rupfst mir meine Gedichte? | Rupf, Laelius, meine nicht mehr – oder gib deine heraus!“

Schubladisiert (8, 20): „Während du Tag für Tag wohl zweihundert Verse verfertigst, | Varus, trägst du nichts vor. Unklug bist du – und bist klug.“

Gentlemen's Agreement (2, 88): „Nichts rezipierst du, Mamercus, und willst als Dichter doch gelten? | Gelte, als was du nur willst – wenn du nur nichts rezitierst!“

Der unverwechselbar Schreibende (10, 46): „Alles willst hübsch du sagen, Matho. Sag etwas doch auch einmal | gut, etwas gut nicht, nicht schlecht; etwas sag doch einmal schlecht!“

Wahrhafte Aneignung (1, 38): „Das du da rezipierst, das Buch, Fidentinus, ist meines; | doch so schlecht rezipiert, fängt es an, deines zu sein.“

Star-Allüren (4, 41): „Wozu hüllst du den Hals zur Lesung in Kaschmir und Seide? | Besser käme der Schutz unseren Ohren zupass.“

Zu teuer (8, 69, vermutlich an einen unseresgleichen gerichtet): „Du bewunderst, Vacerra, nur die Alten | und lässt einzig die toten Dichter gelten. | Nimm's nicht übel, Vacerra: Gar so viel ist | mir dein Urteil nicht wert, dafür zu sterben.“

Mancher schreibende Kollege mag diesen Martial auch dann verwünscht haben, wenn er nicht gerade unmittelbar angeschossen war. In einem köstlichen, immerfort kreisenden Freundschaftsgedicht malt Martial den geradezu schwindelerregenden Neid seiner Dichterkollegen (9, 97): „Platzt da doch irgend ein Quidam vor Neid, mein liebster Freund Julius, | weil ganz Rom mich jetzt liest: platzt da doch einer vor Neid. | Platzt da doch einer vor Neid, weil überall hier in der Menge | man mit dem Finger mich zeigt: platzt da doch einer vor Neid. | Platzt da doch einer vor Neid, weil die Kaiser, dieser wie jener, | Vorrechte

mir verliehn: platzt da doch einer vor Neid. | Platzt da doch einer vor Neid, weil ein Gütchen vor Rom mir, ein liebes, | in Rom ein Häuschen gehört: platzt da doch einer vor Neid. | Platzt da doch einer vor Neid, weil ich meinen Freunden willkommen, | weil ich ein häufiger Gast: platzt da doch einer vor Neid. | Platzt da doch einer vor Neid, weil alle mich lieben und schätzen: | Platze doch, wer da nur will, platze wer immer vor Neid!“

Der Adressat dieses Gedichts, Martials Namensvetter JULIUS MARTIALIS, ist der vertrauteste Freund des Dichters gewesen; an ihn hat Martial seine persönlichsten Epigramme gerichtet. Verglichen mit der Legion der übrigen, der spottenden und schmähenden, sind es nur wenige; aber diese wenigen Freundschaftsgedichte wiegen die kalte Menschenverachtung all der übrigen auf. Zwei Beispiele aus diesem Honigtopf will ich hier zitieren; das erste ist der kleine, vom Äußersten zum Innersten fortschreitende Glückskatalog, dessen vorletzten Vers wir vorhin bereits vorweggenommen hatten (10, 47):

„Was uns glücklicher macht das Menschenleben, | liebster Freund Martial, sind diese Dinge: | ein Vermögen, ererbt, nicht schwer erworben; | ein Stück Land und ein Herd, der allzeit warm ist; | kein Prozess, kaum die Toga, ruhige Denkart; | Leibeskräfte mit Maß, ein gesunder Körper; | wache Offenheit, gleichgesinnte Freunde; | lock're Gastlichkeit, ohne Kunst die Tafel; | Nächte weinselig nicht, doch frei von Sorgen; | freudlos trist nicht die Bettstatt und doch schamhaft; | fester Schlaf, der die dunklen Stunden abkürzt – | dass du, was du bist, sein willst und nichts lieber, | weder fürchtest das Ende noch es wünschest.“

„Ein Bekenntnis“, hat einer unserer Kollegen (RUDOLF HELM) in der „Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft“, Zweite Reihe, 15. Halbband, Spalte 75, dazu vermerkt, „ein Bekenntnis, das bis auf die Ablehnung eines arbeitsamen Lebens (Vers 3) durchaus Billigung verdient“.

Das andere dieser Freundesgedichte spricht vom flüchtigen Glück der „Muße-Zeit“, des *tempus otiosum*, und dieses „wahren Lebens“, der *vera vita* – freilich im Irrealis (5, 20). Die Elfsilbler an jenen Herrn Postumus klingen hier noch

einmal an, von fern auch das Horazische „*Carpe diem!*“:

„Wär's, mein Freund Martial, vergönnt uns beiden, | sorglos unsere Tage zu genießen, | frei die müßigen Stunden einzuteilen, | Zeit zu haben für unser wahres Leben – | nicht die Atrien, nicht die noblen Häuser, | nicht Prozesse und nicht das öde Forum | kennten wir, auch nicht stolze Ahnenbilder; | sondern Ausfahrt, Gespräch, Gedichte, Büchlein, | Marsfeld, Säulengang, Schatten, Brunnen, Bäder | wären unsere Plätze, unser Tagwerk. | Jetzt lebt keiner von uns für sich und sieht doch, | wie die sonnigen Tage all dahingehn, | uns verloren und doch uns angerechnet – *qui nobis pereunt et imputantur*. | Sollte da, wer zu leben weiß, noch zögern?“

Der entwürdigende Klientendienst, der Martials Leben in Rom überschattete, diese widerwärtige Liebedienerei gegenüber allen Vielvermögenden, ist dem Dichter schließlich zum Verhängnis geworden. Wie seine Muse anfangs, bei der Einweihung des Kolosseums, dem zweiten Flavier TITUS so kniefällig wie jener perfekt dressierte Elefant hatte huldigen müssen, so musste sie später auch vor dem dritten Flavierkaiser DOMITIAN immer wieder würdelos in die Knie fallen. Ein Beispiel dieser ausgeklügelten, ausgekünstelten Lobhudeleien mag hier genügen; das pathetische Epigramm erwidert wohl auf eine Einladung an die kaiserliche Tafel (9, 91):

„Riefen in zwei verschiedene Himmel zugleich mich zu Tische | Boten des Kaisers von hier, Jupiters Boten von dort, | wär' der Olymp auch näher, der Palatin ferner gelegen, | gäb' den Olympiern ich augenblicks diesen Bescheid: | „Sucht einen, der es vorzieht, des Jupiter Tischgast zu werden; | mich hält mein Herr und Gott hier auf der Erde zurück!““

Wie vorher Titus, so hatte sich sein Nachfolger Domitian mit der Verleihung von Ehrenrechten und der Erhebung in den Ritterstand für derlei Kniefälle erkenntlich gezeigt. Doch als der despotische „Herr und Gott“ 96 n. Chr. einem Attentat zum Opfer fiel und der Senat sogar die *Damnatio memoriae* über ihn verhängte, war für den kompromittierten Dichter in der Hauptstadt kein Bleiben mehr. Bald nach dem Regierungsantritt TRAJANS 98 n. Chr. zog sich Martial in

seine spanische Heimat zurück, wo eine vermögende Verehrerin ihm einen ländlichen Alterssitz schenkte.

PLINIUS DER JÜNGERE hatte dem unwiderruflich zur *Persona non grata* gewordenen Dichter mit einer so großzügig-eleganten wie unmissverständlichen Geste das Reisegeld gestiftet, und ihm verdanken wir einen letzten zeitgenössischen Blick auf dieses zwischen Glanz und Elend schillernde Leben. Im Gefolge seines Onkels, des ameisenfleißigen Enzyklopädisten, war dieser Plinius ein oder zwei Jahrzehnte nach Martial aus Comum, heute Como, in die Hauptstadt gekommen und hatte dort Karriere gemacht: als erfolgreicher Magistrat, als bejubelter Redner, und schließlich, nach dem Sturz Domitians, als unermüdlicher Förderer des allmählich wieder auflebenden Literaturbetriebs.

Dieser Plinius also hatte dem in Ungnade gefallenen Martial das Reisegeld gestiftet, erklärtermaßen auch zum Dank dafür, dass Martial ihm einmal ein Epigrammbuch mit einem höchst schmeichelhaften Widmungsepigramm – und, versteht sich, in höchst durchsichtigem Kalkül – übersandt hatte. Das Widmungsepigramm ist uns überliefert; es ist an das lockere Büchlein gerichtet, das da auf dem exklusiven Esquilin an die Tür des großen Plinius, des würdigen Redners, klopfen soll; darin heißt es (10, 20, 12ff.):

„Sieh, dass du an der Tür des Wortgewalt’gen
| ja nicht vor deiner Stunde trunken anklopfst. |
Ganz weiht er seinen Tag der Kunst der Rede, |
wenn er schafft für das Ohr der Hundert Richter,
| was zukünftige Zeiten und Geschlechter | gleich
wie Ciceros Reden rühmen werden. | Geh doch
besser erst spät im Schein der Lampen; | deine
Stunde schlägt dann, wenn Bacchus losrast, |
wenn der Rosenkranz herrscht, das Salböl duftet: |
Dann mag mich auch der strengste Cato lesen!“

Als einige Jahre später die Nachricht vom Tode Martials nach Rom gelangte, widmete Plinius ihm einen seiner ausgefeilten, eher der Literatur als den Adressaten zgedachten Freundesbriefe. Dies nicht so sehr, um des Toten und seiner Epigrammkunst nochmals ehrend zu gedenken, was er mit der politisch gebotenen Reserve en passant

absolviert, als vielmehr, um jene ihm gewidmeten rühmenden Verse und zumal den Vergleich mit dem großen Cicero darin aufzunehmen und so dem über Martial verhängten Vergessen zu entreißen.

Der Brief beginnt: (3, 21, 1ff.): „Ich höre, dass Valerius Martialis gestorben ist, und das liegt mir auf der Seele. Er war ein hochbegabter, scharfsinniger, leidenschaftlicher Mensch, und einer, der in seinem Schreiben ein gleich hohes Maß attisches Salz und bittere Galle zeigte, und dabei nicht weniger Lauterkeit. Als er sich aus Rom zurückzog, hatte ich ihm zum Abschied das Reisegeld gestiftet; ich hatte das um der Freundschaft willen getan; ich hatte das um der Verslein willen getan, die er auf mich gedichtet hat ...“

Und darauf schließt Plinius diese Verse in seinen Brief ein, nicht das ganze Widmungsepigramm, wie es sich dann doch unter Martials Epigrammen erhalten hat, sondern nur die vorher zitierte zweite, ihn rühmende Hälfte, um dann so zu schließen: „Habe ich nicht nach Verdienst gehandelt, wenn ich den Mann, der dies auf mich gedichtet hat, damals aufs freundschaftlichste verabschiedet habe und wenn ich jetzt, da er gestorben ist, aufs freundschaftlichste um ihn trauere? Denn er hat mir soviel gegeben, wie er irgend vermocht hat, und er hätte mir noch mehr gegeben, wenn er es vermocht hätte. Was heißt da ‚mehr‘? Was kann einem Menschen denn überhaupt Größeres gegeben werden als Ruhm, Lob und Unsterblichkeit? ‚Aber‘, wirst du einwenden, ‚diese Verse werden nicht unsterblich sein, die er da geschrieben hat!‘ Sie werden es vielleicht nicht sein; aber er hat sie doch in dem Glauben geschrieben, sie würden es sein.“

Das war, aus der Feder dieses Literaturpapstes, so etwas wie eine persönliche Sympathiebezeugung und zugleich eine literarische *Damnatio memoriae*. Hätte Martial diesen zweideutig schillernden Nachruf des jüngeren Plinius noch zu lesen bekommen, so hätte er wohl ein Epigramm voll spanischen Pfeffers, attischen Salzes und bitterer Galle darauf abgeschossen.

KLAUS BARTELS, Zürich